

Joseph Schlicht (1832–1917)

Der Klassiker der bayerischen Volkskunde

von

Paul Mai

Urwüchsiges Brauchtum, nicht folklorisch aufgezümt, war im 19. Jahrhundert noch lebendig, und wer wäre mehr berufen gewesen, die Volksseele in ihren mannigfaltigen, oft auch eigenartigen Äußerungen in Freud und Leid, in Arbeit und Ruhe zu be-lauschen als der Seelsorger, über Jahrzehnte hinweg der Vertraute seiner Pfarrkinder. Aber kaum einem ist es geglückt, dieses Vexierschloß zu öffnen und keiner konnte das Erlebte in so kernigen Worten, so lebenswahr aber auch herzenswarm schildern, wie der langjährige Schloßbenefiziat von Steinach bei Straubing, Joseph Schlicht.

Dabei war es ihm an seiner Wiege nicht gesungen, daß er später einmal der „Klassiker der bayerischen Volkskunde“ genannt werden würde. Schlicht wurde am 18. März 1832 als ältester Sohn des Gütlers Matthias Schlicht und dessen Ehefrau Anna Maria, einer Schusterstochter, in Geroldshausen geboren. Seine Frohnatur, sein Humor, der ihn Zeit seines Lebens begleitete und ihn auch in seiner Todesstunde nicht verließ, war ein Erbe seiner Eltern. Wie er in seiner Selbstbiographie schreibt, war „sein Vater in der Junggesellenzeit ein Zither-, Sing- und Schützenblut, ohne Falsch von je, ehrliebend, sehr viel Gemüt“, seine „Mutter liebherzig, flink, frohsinnig, in Rede und Gebärde eine Landanmut von ihrem Jugendgeschäft, dem Kleider-machen“.

Manche traurigen Erlebnisse begleiteten die frühen Jugendjahre Schlichts. Das für ihn schmerzlichste war der Tod seiner Mutter am 8. Oktober 1838, die bei der Geburt des achten Kindes starb. Seine jüngste Schwester Theresia, deren Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte, starb am 27. Oktober des gleichen Jahres, und nach Ablauf des Trauermonats heiratete der Vater in zweiter Ehe die Bauerstochter Anna Maria Wörl aus Niedergeroldshausen. Im bäuerlichen Betrieb, auch wenn es nur ein kleines „Häuslerzeug“ ist, bleibt nicht lange Zeit zur Trauer, und auch seine unmündigen Kinder brauchten wieder eine Mutter. Hatte den ersten Lebensbund seines Vaters die Liebe geschlossen, so den zweiten nur mehr das Geld – immerhin brachte die Braut 500 Gulden in bar mit in die Ehe ein, eine zur damaligen Zeit beträchtliche Summe, aber eine Harmonie der Seelen kam nicht mehr zustande. Allerdings ist es fraglich, ob Schlichts Darstellung dieser Jahre im Elternhaus gänzlich frei von Vorurteilen ist, und er räumt selbst ein, daß er keineswegs stets ein stilles, kosiges Stiefkind war, sondern oft etwas rüde Streiche ausheckte, welche die anderen wiederum nicht als witzig emp-fanden. Im folgenden Jahr wurde der kleine Joseph noch zweimal mit dem Sterben zweier ihm nahestehender und vertrauter Personen konfrontiert. Am 6. April 1839 er-trank der Pfarrer von Geroldshausen auf der Rückreise von Freising mit seinem Pferd

in der hochgehenden Amper, und am 16. Oktober 1839 setzte der dortige Schullehrer in einem Anfall geistiger Umnachtung seinem Leben selbst ein Ende.

Auch in der zweiten Ehe von Matthias blieb der reiche Kindersegen nicht aus. Immer enger mußte man am Tisch zusammenrücken, immer mehr hungrige Mäuler waren zu stopfen. So mußte der Vater zusehen, daß sein Ältester zuerst von der Schüssel verschwand. Wie knapp es in seinem Elternhaus zuging, zeigt schon die Tatsache, daß Joseph schon stolz darauf war, mit den paar Kreuzern, die er als Ministrant verdiente, zum Unterhalt der Familie beitragen zu können, nicht nur ein „Schüsselauslöfpler“ war. Aber was sollte aus dem Buben werden? Sein Onkel mütterlicherseits hätte ihn bei freier Kost in die Schusterlehre genommen, aber dagegen sperrte sich nun Joseph mit allen Kräften, das stundenlange Stillsitzen war nicht nach seinem Geschmack. Die Alternative dazu war, zu seinem Onkel väterlicherseits als Hüterjunge zu gehen, aber auch bei dieser Vorstellung senkte er trübselig den Kopf.

Für den weiteren Lebensweg des Joseph Schlicht war entscheidend die Gründung des Bischöflichen Knabenseminars Metten im Jahre 1843 durch Bischof Valentin v. Riedel. Und, wie es damals üblich war, schlug entweder der Lehrer oder der Pfarrer dem Vater vor, den Sohn, soweit er die entsprechende Begabung hatte, studieren zu lassen. So war es auch im Hause Schlicht. Wohl schmeichelte es Vater Schlicht, einen Sohn zu haben, der intelligent genug war, das Gymnasium zu besuchen, doch woher sollte er die Mittel für ein Studium erbringen? Doch Pfarrer Joseph Hilmer von Geroldshausen beruhigte ihn, ist es mit anderen gegangen, wird es auch mit dem Joseph gehen. Zu dem sogen. Vorunterricht für das Gymnasium nahm er ihn in Kost und Logis und lehrte ihn die Grundbegriffe des Lateins, dazu erhielt er Unterricht im Singen. Nun ging es um einen Freiplatz im Knabenseminar Metten. Pfarrer Hilmer taktierte hier sehr geschickt. So schrieb er in seiner Eingabe an den Bischof, daß „obwohl seit Menschengedenken noch kein Priester aus der Pfarrei hervorgegangen war“ es ihm doch gelungen sei, „den Wohltätigkeitssinn und die Freude über die Errichtung des Knabenseminars so zu wecken, daß die Gläubigen im ersten Vierteljahr 55 Gulden dafür opferten, damit auch Arme den Studien sich widmen können“. Nun, Pfarrer Hilmer setzte es durch, daß Joseph Schlicht einen ganzen Freiplatz durch den Bischof von Regensburg bewilligt bekam.

Nachdem auch die finanzielle Hürde genommen war, trat Joseph Ende Oktober, um Simon und Jude (das Fest der Heiligen ist am 28. Oktober, und es ging noch im vergangenen Jahrhundert in Bayern der Spruch: „Um Simon und Judi gehn d'Studenten in d'Studi) in Metten ein. Seine erste große Reise in die „große, weite Welt“ muß auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, denn in seinen späteren Jahren berichtet er gleich zweimal davon, zuerst in seinem Werk „Altheimland“ und nochmals, doch weit lebendiger und plastischer in „Altbayerische Kulturskizzen“. In Metten fühlte er sich von der Stunde seines Eintreffens an wohl und vertraut, mehr als die letzten Jahre in seinem Elternhaus. Nun folgten acht Jahre Lateinschule mit allen Freuden aber auch Leiden eines Seminaristen. Schlicht gehörte nie zu den Ersten, aber auch nie rangierte er unter den Letzten. Er war gutes Mittelmaß, von dem jedes Jahreszeugnis meldete: „Er darf in die nächst höhere Klasse vorrücken“. Wenn man ihn später nach seinen Lehrern fragte, so hatte er an alle die freudigste und dankbarste Erinnerung, und bohrte man ein wenig weiter nach, wer ihm doch der liebste gewesen, so mußte er sagen: „Der welcher mich am längsten unter der Hand gehabt und die meisten Jugendstreiche verziehen hat“. Und das war P. Utto Lang, der spätere Abt von Metten. Obwohl Schlicht nicht zur Elitetruppe des Gymnasiums zählte, in der allgemeinen Bewertung pendelte er meist zwischen Rang sieben und zehn, so mochte in all den Jahren

doch der Gedanke in seinem Kopf gespuht haben, nach Abschluß des Gymnasiums an die Universität zu gehen. Aber die finanzielle Misere seines Elternhauses stutzte gewaltig die Flügel des jugendlichen Höhenfluges, es führte kein Weg dorthin. So richtete er an den Bischof von Regensburg ein Gesuch um Aufnahme in das Klerikalseminar, das ihm auch gewährt wurde, der Eintritt wurde auf den 28. Oktober 1852 festgesetzt. Von hier aus konnte er die Vorlesungen im sog. Lyceum, was in etwa der Phil.-Theol. Hochschule entsprach, besuchen. Entschied er sich, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ für den geistlichen Stand, wir wissen es nicht. Auf jeden Fall scheint er zu keiner Zeit seines Lebens unzufrieden gewesen zu sein mit der von ihm getroffenen Wahl, und in welchem anderen Beruf hätte er so engen Kontakt zu Land und Volk finden können, als in dem des Seelsorgers?

Im ersten philosophischen Jahr seines Studiums griff er bereits zur literarischen Feder. Einer seiner Professoren betraute ihn mit einer kleineren Übersetzungsarbeit aus dem Englischen. Für diese Arbeit bekam er ganze zwanzig Mark und die bildeten für ihn den Grundstock zu seiner ersten großen Reise, die ihn weit über die Grenzen seiner engeren Heimat nach Norden führte. Als Stationen lassen sich verfolgen: Waldmünchen, Pilsen, Prag, Dresden, Berlin, Hamburg, Braunschweig, Magdeburg, Leipzig und dann die Rückkehr nach München. In Berlin war ihm, bei aller Sparsamkeit, bereits das Geld ausgegangen. Da kam ihm von ganz unerwarteter Seite Hilfe. Er hatte beim Schneidermeister Tapp ein Zimmer genommen, der nach der Autobiographie von Schlicht ein Original gewesen sein muß, mit dem er allabendlich Dispute über die Welt- und Kirchenfragen im allgemeinen und über die anstehenden Tagesthemen im besonderen führte. Auf welch verschlungenen Pfaden es dem braven Schneidermeister möglich war, von der preußischen Königin, einer gebürtigen bayerischen Prinzessin, ein Stipendium für seinen Schützling zu erlangen, bleibt unergründlich. Auf jeden Fall verhalf ihm das Geld dazu, seine Reise fortzusetzen, auch wenn man ihm immer wieder antrug, doch in Berlin zu bleiben und eine Kaplansstelle an der St. Hedwigskirche anzunehmen. Einen unauslöschlichen Eindruck macht auf ihn Hamburg mit seinem internationalen Flair, trotzdem, in den Norden reiste er nie wieder, zu groß war sein Heimweh „nach der Glockenmusik der Katholikenstädte“ gewesen.

Über zwanzig Reisen soll Schlicht, nach Aussage eines seiner Biographen, in seinem Leben gemacht haben, allerdings lassen sich nur jene sicher nachweisen, zu denen es Erlebnisberichte aus seiner Feder gibt. Ein Jahr nach seiner „Nordfahrt“, die er in seiner Autobiographie beschreibt, geht es 1854 gen Süden, über Kochelsee, Murnau, Hohenschwangau, Hindelang und Immenstadt nach Lindau und Konstanz. Darüber verfaßt er in der ihm eigenen kernigen Sprache eine Reiseskizze, die 1855 in dem von Ludwig Lang herausgegebenen „Hausbuch für christliche Unterhaltung“ erschien. 1862 geht er auf „Vergnügungsreise“ nach Frankreich, wofür ihm der Bezirksamtman von Pechmann einen Reisepaß ausstellte. Er kam nach Ulm und Straßburg, besuchte Châlons, den damals größten Truppenübungsplatz Frankreichs. Einen unauslöschlichen Eindruck scheint ihm die schillernde Lichterstadt Paris gemacht zu haben, und von den Strapazen der bisherigen Reise erholte er sich auf einer Schiffsreise nach Le Havre. Die Rückfahrt ging über Basel und Zürich nach Einsiedeln. Seine bayerisch-böhmische Reise von 1878 schildert er in der Donauzeitung, die bayerisch-österreichische von 1879 in der Landshuter Zeitung. 1881 erschien im Landshuter Schreibkalender eine Skizze über seine Eindrücke einer Böhmenfahrt, die wohl kaum identisch sein dürfte mit jener von 1878. Marginalien zu einer Wanderung durch den Bayerischen Wald brachte 1890 die Donauzeitung. Weitere Reisen führten ihn dreimal

nach Kärnten, Tirol, die Steiermark und das Vorarlberg, aber auch nach Schwaben und ins Rheinland und schließlich 1897 auch eine in das „Land der Nibelungen“, also nach Österreich und Ungarn. Ein große Reiselust steckte in Schlicht, und auch die Beschwernisse und Unbequemlichkeiten des damaligen Reisens konnten ihn nicht daran hindern, andere Länder, andere Völker kennenzulernen und in seinem stets hellwachen Geist neue Eindrücke zu verarbeiten.

Nach diesem kurzen Exkurs über Schlicht's diverse Reisen, der bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ging, nun zurück zu seinem priesterlichen Werdegang. 1856 schloß er sein Studium am Lyceum ab und erhielt in den zu benotenden theologischen Fächern: Fähigkeiten, Fleiß, Fortgang und sittliches Betragen jeweils die Note eins. Am 16. August 1856 wurde er durch Bischof Valentin v. Riedel zum Priester geweiht. Die Rückkehr des Neupriesters in sein Heimatdorf wurde zu einem wahren Jubelfest, denn selbst die Ältesten der Gemeinde konnten sich weder aus eigenem Erleben noch aus Erzählungen daran erinnern, daß jemals in Geroldshausen eine Primiz stattgefunden hätte. Das „schönste Fest im Leben eines Priesters“ feierte Joseph Schlicht am 8. September 1856. Doch mit der Priesterweihe hatte Schlicht noch längst keine Anstellung. Während in den siebziger Jahren, nicht zuletzt als Folge des Kulturkampfes die Zahl der Neupriester auf fünf gesunken war, herrschte unter Bischof Valentin v. Riedel ein Überfluß an Aspiranten für den Dienst in der Kirche. Zwischen 1840 und 1850 hatten durchschnittlich 52 Kandidaten im Jahr die Priesterweihe erhalten. 1856 weihte Bischof Riedel zweimal, und zwar im Juni 51 und im August 49 Neupriester. Für letztere waren keine Kaplanstellen vakant, so wurden sie in das sog. Vorpraktikum nach Ens Dorf i. d. Oberpfalz geschickt. Schon Bischof Schwäbl hatte erkannt, daß bei einer hohen Zahl an Alumnus das Bedürfnis und die Notwendigkeit bestand, einen zweiten Seminarkurs einzurichten, doch anstatt an einen weiteren unteren Kurs zu denken, versteifte man sich, nicht zuletzt auf Anraten des damaligen Regens Dr. Amberger darauf, einen höheren Kurs zu schaffen, in welchem die jungen Theologen nach Abschluß ihrer Studien und Empfang der Priesterweihe in die praktische Seelsorge eingeführt werden sollten. Zu diesem Zweck wurde 1856 das säkularisierte Benediktinerkloster Ens Dorf angekauft. Aber die ganze Idee war unglücklich und das Unternehmen eine absolute Fehlplanung, so daß Bischof Senestréy sich veranlaßt sah, schon im Mai 1858 die Gründung infolge mangelnder Frequenz aufzuheben.

Doch Joseph Schlicht kam noch nach Ens Dorf unter dem allgemein verehrten Subregens Joseph Meilinger aus Kelheim. Und, was er nicht zu hoffen gewagt hatte, geschah, er gehörte zu den ersten drei Theologen aus dem Ens Dorfer Kurs, die einen Kaplansposten erhielten. Seine erste Stelle trat er noch im Jahr 1857 in Ergoldsbach im Niederbayerischen an, ein Jahr später wurde er Kaplan zu St. Nikola bei Landshut. 1859 wurde er nach Schneiding bei Straubing versetzt, wo er zehn Jahre seinen Dienst tat, zunächst als zweiter und schließlich als erster und einziger Kaplan unter dem aus Bodenmais stammenden Pfarrer und Dekan Tobias Leutner, „der eine äußerlich geräuschlose, aber innerlich markvolle Seelsorge geführt hat und in Gesinnung Rede und Leben durch alle Zeiten zu den Musterpfarrern des Bistums zählt“. Ein Jahrzehnt lang füllte Schlicht die Stelle eines Kaplans mit ganzem Herzen und mit der ihm eigenen Lebensfreude aus, so klingt es etwas befremdlich, wenn es in seiner jüngsten Biographie heißt, er war „einer jener im Land herumgestoßenen kleinen Geistlichen“.

Im Jahre 1870 folgte der weniger beschwerliche Kaplansposten und das Pfarrprovisorat in Tunding bei Dingolfing. Inzwischen hatte er 1861 seinen Pfarrkonkurs abgelegt, „er schusterte“, wie es einmal heißt, „ihn mit den anderen 125 einfach ab“, ohne großen Ehrgeiz und ohne sich ein graues Haar wegen der Benotung wachsen zu

lassen. Wie in seiner Gymnasial- und Studienzeit gehörte er mit der Platzziffer 57 zum guten Mittelmaß. In Tunding blieb er allerdings nur ein Jahr, dann eröffnete sich für ihn die Chance, an Stelle von Franz Xaver Witt die Kommendistenstelle auf dessen Benefizium in Stadtamhof zu übernehmen. Witt (1834–1888) stand richtungsweisend am Anfang der neueren kirchenmusikalischen Entwicklung. 1868 gründete er in Bamberg den Allgemeinen Cäcilienverein für Deutschland, Österreich und die Schweiz als Träger der kirchenmusikalischen Reform. Das Jahr 1870/71 führte ihn nach Eichstätt, um beim Domchor eben die von ihm gewünschte und erstrebte kirchenmusikalische Strenge einzuführen. Für Schlicht war es in Stadtamhof ein schönes Jahr gewesen mit all den vielen Anregungen, die das aufblühende kirchliche Geistes-, Vereins- und Kunstleben zu dieser Zeit in Regensburg in reichem Maße bot. Auch kam der nicht an ein festes Stundenreglement gebundene Tagesablauf eines Benefiziaten seinen persönlichen Interessen sehr entgegen. So war es für ihn wie ein Fingerzeig Gottes, als ihm das Schloßbenefizium in Steinach in Niederbayern angeboten wurde, und er griff freudig zu.

Am 15. November 1871 hielt er Einzug als Schloßbenefiziat in Steinach und behielt diesen Posten bis zu seinem Lebensende im Jahr 1917, also 46 Jahre lang. Schlicht war am Ziel seiner Wünsche angelangt. Eine eigene Pfarrei zu erhalten, darauf durfte man damals erst nach zwanzig Kaplansjahren hoffen, aber auch für eine Expositur war er noch zu jung, sechzehn Jahre Kooperatorenzeit waren das Minimum. Doch seine Begabung und seine Interessen gingen in eine andere Richtung. Nun ist es nicht überflüssig, seine Qualifikationsbögen näher einzusehen. Daß er in Fleiß und sittlichem Betragen stets mit Note I bewertet wurde, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Aufschlußreicher ist die Rubrik „besondere Fähigkeiten“. Hier heißt es zu 1857: „er ist in der englischen, französischen und italienischen Sprache sehr gut bewandert“. Ein Jahr später liest man, daß er fremde, lebende Sprachen sehr gut beherrscht. Dies geht so weiter bis zum Jahre 1866, hier wird auf seine vortrefflichen Geschichtskennntnisse verwiesen und 1875 schließlich erscheint die Bemerkung „bekanntes Schriftsteller“. 1877 wird er „als Schriftsteller“ bezeichnet, „indem er schon mehrere Volksblätter herausgegeben hat“. Diese Qualifikation taucht bis zum Jahre 1905 immer wieder auf, 1906 wird nur Geschichte erwähnt, 1907 Geschichte und Schriftstellerei, 1910 kommt noch Volkskunde hinzu, ebenso 1911.

Seine ersten Sporen in der Schriftstellerei hatte sich Schlicht, wie schon erwähnt, während seiner Studienzeit durch die Bearbeitung eines englischen Textes erworben. Als zweites folgte die Beschreibung seiner Reise durch das bayerische Voralpenland, durch Schwaben und an den Bodensee. Kann man hier noch von Gelegenheitsarbeiten sprechen, so wurde er durch seinen Schulfreund aus Mettener Gymnasialzeiten Georg Aichinger zum Schriftsteller motiviert. Aichinger, aus Achslach im Bayerischen Wald stammend, war bis 1868 Kaplan in Pondorf gewesen und übernahm dann die Beichtvaterstelle in Azlbürg. Er war umfassend belesen und schrieb einen äußerst eleganten Stil. So konnte es nicht wundern, daß er für mehr als fünfzehn Jahre die Schriftleitung am „Straubinger Tagblatt“ übernahm. Eines Tages ging er auf seinen Schulfreund mit der Bitte zu: „Du könntest mir ja auch etwas für meine Zeitung schreiben!“ Diese schlichte Frage oder Aufforderung war der Beginn für Schlicht's schriftstellerische Tätigkeit.

Zunächst schrieb er Skizzen von Land und Volk, die unter dem Titel „Von der Hienharther Höhe“ erschienen. Eine nicht ungerne akzeptierte, humorgewürzte Lektüre, mit deren Inhalt sich der Leser identifizieren konnte. Mit der Zeit aber wurde der Inhalt von Schlicht's Schriften thematisch anspruchsvoller, er bezog auch politische und kirchliche Fragen in seinen Themenkreis mit ein, was den Stadtpfarrer

von Straubing zu der Bemerkung veranlaßte: „Ja kann denn der auch etwas Gescheites schreiben?“

Sein Ruf, in uriger Sprache das ländliche Leben, das keineswegs immer fröhlich war, schildern zu können, griff bald über die engen Grenzen des Gäubodens hinaus. So wollte das „Augsburger Sonntagsblatt“ von ihm „Landskizzen“, und in den Jahren 1871 und 1872 schrieb er sie für diese Zeitung. Die Idee allerdings, diese Skizzen unter mehr Feile und Auslese als Buch unter dem Titel „Bayerisch Land und Volk“ erscheinen zu lassen, stammte nicht von Schlicht, sondern war in der Augsburger Schriftleitung geboren worden. In erster Auflage erschien es 1875 im Verlag M. Huttler – Augsburg und München. In reizvollen Bildern schildert er nach den drei kirchlichen Festkreisen – Weihnachten, Ostern und Pfingsten – das niederbayerische Bauernleben. Das Buch scheint sich sehr gut verkauft zu haben, so daß 1886 eine zweite Auflage erschien. Doch was war geschehen? Was nun herausgegeben wurde, war ein verwässerter Abklatsch der Erstauflage. Die deftige Sprache, die oft knorrigen Formulierungen waren geglättet, müde, ohne Saft und Kraft schleppte sich der Text durch den Jahreskreis. Der Vermutungen gibt es mancherlei, welche dieses im Wort so flauweilige Opus erklären wollen. Resultierte es noch aus den Streitigkeiten Schlicht's mit dem damaligen Schloßbesitzer Freiherrn von Berchem? Letzterer glaubte, der Benefiziat habe nur in der Schloßkapelle die Messe zu lesen, dieser wiederum hielt sich für berechtigt, zu zelebrieren wann und wo er wollte. Er war stets und gerne bereit, seelsorgliche Aushilfen zu übernehmen, eine Tatsache, die ihm in späteren Jahren auch hoch angerechnet wurde. Aber wenn zwei Hitzköpfe aufeinanderprallen, so mußten fast zwangsläufig Funken fliegen. Als eine gütliche Einigung nicht mehr möglich war, wandte sich Freiherr von Berchem beschwerdeführend an das Bischöfliche Ordinariat in Regensburg. Aus dieser Auseinandersetzung rührte sein Groll gegen das Ordinariat her, von dem er, jedoch völlig zu Unrecht, wie eine persönliche Äußerung des damaligen Generalvikars Dr. F. X. Leitner bestätigte, annahm, es sei ihm feindlich gesinnt, andererseits aber auch seine Verbitterung gegenüber dem Adel.

Was wunder, daß er sich bei diesem gespannten Verhältnis zumindest ideell dem Bayerischen Bauernbund anschloß, der gerade damals in Niederbayern „seine Sturmflagge entrollte“. Das „Bayerische Vaterland“, herausgegeben von Dr. Johann Bapt. Sigl, einem Landsmann von Schlicht, erkor er sich zu einem „Leibblatt“. Doch je länger je mehr flachte seine Begeisterung für den Bayerischen Bauernbund ab, die Gründe hierfür sind unbekannt. Auch in der Öffentlichkeit hielt er sich zunehmend von politischen Themen fern. Um der Gerechtigkeit willen muß man allerdings auch festhalten, daß Schlicht seine Eigenheiten hatte und oft schwierig zu nehmen war. Trotzdem blieb er gerade in den umliegenden Pfarrhöfen ob seiner glänzenden Unterhaltungsgabe ein gern gesehener Gast. Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts ging Schloß Steinach in den Besitz von Dr. August von Schmieder über. Hatte es mit dem Vorbesitzer manche Unzuträglichkeiten gegeben, so herrschte nun mit dem neuen Patronatsherren bestes Einvernehmen. Er ließ Schlicht, was dieser brauchte, völlige Unabhängigkeit und Freiheit. Häufig war er auf dem Schloß eingeladen und nicht selten trug er dabei die Geschichten, die in seinem Geist heranreifen, der anwesenden Gesellschaft nicht nur zu deren Vergnügen und Unterhaltung vor, sondern auch um die Wirkung auf die Zuhörer zu verfolgen, ehe er seine Gedanken zu Papier brachte.

Schlicht war als Schriftsteller äußerst produktiv, ohne jedoch in einen Vielschreiber zu verfallen. Nach „Bayerisch Land und Volk“ erschien 1877 „Blauweiß in Schimpf und Ehr“, das Jahr 1886 brachte die schon erwähnte Zweitaufgabe seines Erstlingswerkes, die trotz aller Vorzüge aus dem Buchhandel verschwunden blieb. Man munkelte

sogar, Schlicht selbst habe die Restauflage verbrannt, da er sich mit ihr nicht identifizieren konnte. Die 1889 herausgegebene „Die altbayerische Landhochzeit“ ist zwar im Wesentlichen ein Exzerpt aus seinem ersten Buch, aber doch um einige Episoden erweitert und, was wieder besticht, ist die „Wahrhaftigkeit des Realisten, keineswegs verschöngert oder sentimental“. 1895 wurde „Altheimland“ – nicht „Altheimatland“, wie der Titel oft fälschlicherweise zitiert wird – aufgelegt, und wie es im Vorwort heißt: „Neue Funde und frische Pflücken, wie der Inhalt besagt, des süd- und nordbayerischen Volkslebens. Im Bilderkleide des menschlichen Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters“. Hier werden nun Szenen aus der neueren Zeit dargestellt, in gewissem Sinn sind sie eine Fortsetzung seines ersten Werkes. Diese Entwicklung ist ganz natürlich, auch wenn Schlicht es oft bedauerte, daß alte Sitten, alte Bräuche zunehmend in Vergessenheit geraten, ein Feind des Fortschrittes war er keineswegs. Hatte er bis dahin gewissermaßen Szenenfolgen zusammengefaßt und sie unter das Rahmenthema „Jahresablauf im bäuerlichen Leben“ gestellt, so wagte er sich schließlich an ein zusammenhängendes Werk „Niederbayern in Land, Geschichte und Volk“, das 1898 erschien. Hier wollte er auf wissenschaftlicher Grundlage eine Gesamtdarstellung der Volkskunde und der Geschichte Niederbayerns schaffen, was ihm aber stilistisch nur im volkskundlichen Teil glückte, im Historischen findet er nicht zu seinem lebendigen, so treffsicher die Mentalität des Volkes ausdrückenden Stil, er wirkt eher geschraubt und damit ermüdend. Sehr eingehend befaßte sich Schlicht mit der Geschichte von Steinach. Zwischen 1881 und 1883 erschienen in der Sonntagsbeilage zum Straubinger Tagblatt die „Steinachischen Urkunden“, 1886 veröffentlichte er aufgrund seiner Vorstudien in den Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern eine Geschichte von Steinach. Daß er im „Schreibkalender“ von Passau von 1879–1887 publizierte, kann nicht verwundern, ebenso in den „Oberpfälzischen Blättern“ 1885, im „Schreibkalender“ von Landshut 1881, aber erstaunlich ist, daß sich zwischen 1881 und 1883 auch der „Nordwest“ von Bremen für seine Arbeiten interessierte. Schlicht schrieb stets in Mundart, dies aber gekonnt, es gab bei ihm keine falschen Verschleifungen, so daß man fragen muß, wie konnte er dort verstanden werden? Aber allem Anschein nach fand seine urwüchsige, kräftige Sprache auch dort Eingang.

Schlichts lebensvolle Darstellungen boten sich geradezu an, auch bühnentechnisch eingerichtet zu werden. Die urbayerische Theaterleidenschaft steckte auch in ihm und, war es nicht einfacher etwas zu hören als zu lesen? Auch wenn er in keinem seiner Vorworte davon spricht, um die Wende des Jahrhunderts zieht es ihn mehr und mehr zum Schauspiel. 1894 gab er im Selbstverlag eine Sammlung kleiner Theaterstücke mit „Dorftheaterspiele in der Volkssprache von Ober- und Niederbayern“ heraus. Zwei Jahre später, 1897, folgte sein umfänglichstes Theaterstück „Der Kletznwabi sei Friedl“, wobei der schwer verständliche Mundarttitel dahin gehend erklärt werden soll, daß Vater und Sohn zunächst es auf den Erbhof der Braut abgesehen haben, aber schließlich doch Liebe und Ehrlichkeit siegen. 1903 und 1904 erschienen „Die Kavalierswette“ und „Der Planetentoni“, eine Satire auf die ländlichen Wettermacher und den Buchstabenglauben an den Hundertjährigen Kalender, schließlich noch 1904 sieben Volksspiele für die Vereinstheater in der Stadt und auf dem Land, in der zweiten Auflage von 1912 um drei weitere Stücke vermehrt, und bereits 1897 erstmals erschienen „Der Paragraphenwastl“, eine köstliche Jagdkomödie. Über Jahrzehnte lebten Bauern- und Volkstheater von Schlicht's „Stückln“, die leider zum Teil ob ihres häufigen Szenenwechsels – er war eben ein Erzähler und kein Dramatiker – schwer spielbar waren. Es wäre mit Sicherheit nicht verfehlt, sie noch einmal gründlich durchzuforschen

und nach den bühnentechnischen Möglichkeiten einzurichten, der Erfolg würde nicht auf sich warten lassen, weil hier Urwüchsiges gestaltet ist und nicht eine pseudo-bayerische Mentalität.

1906 veranstaltete die Schloßherrschaft ihrem Benefiziaten eine glanzvolle Feier zu dessen fünfzigjährigem Priesterjubiläum. Gottesdienst in der Schloßkapelle, zum Festmahl im Schloß waren auch die Geistlichen der Nachbarpfarre geladen, und schließlich der Ausklang im Jagdhaus, zu dem Gäste aus Nah und Fern kamen. Ein Fest so recht nach dem Geschmack Schlicht's. Vom Staat erhielt er „für treue fünfzigjährige Dienste“ die Ehrenmünze des Ludwigsordens. 1911 feierte man das vierzigjährige Jubiläum seines Amtsantrittes als Schloßbenefiziat, ein Fest, zu welchem Generalvikar Dr. Scheglmann als Abgesandter des Bischofs erschien und dem Jubilar seine Ernennung zum „Bischöflichen Geistlichen Rat“ überbrachte, am 18. März 1912 konnte er seinen 80. Geburtstag in voller geistiger und körperlicher Frische feiern, und dies ist bei ihm nicht die stereotype Floskel, die so gerne bei einem hohen Geburtstag gebraucht wird. Wie sein handschriftlicher Nachlaß ausweist, befaßte er sich bis zu seinem Lebensende intensiv mit der bayerischen Geschichte. Neben vielen Notizen, die er noch auszuwerten trachtete, blieb das vollständige Manuskript einer Biographie Kaiser Ludwigs des Bayern erhalten, der ein zweiter Teil mit der Geschichte Rupprechts von der Pfalz folgen sollte. Aber der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Als es zum Sterben ging, rief er einem Freund, der bei ihm ausharrte, den typisch bayerischen Spruch zu: „Bua, jetzt san d'Wagscheit'l brocha“, eine etwas schwer verständliche Diktion, wenn man nicht aus Altbayern stammt, aber sie will besagen, jetzt ist die Fahrt zu Ende. Am 18. April 1817 starb Joseph Schlicht und wurde am 21. April auf dem Friedhof in Steinach beerdigt.

Worin liegt Schlicht's Bedeutung für unsere Tage? Er hält uns gleichsam einen „Bayernspiegel“ vor, „In Schimpf und Ehr, in Lust und Leid“. So wurde einmal geurteilt, er hat „das bayerische Volk in seinem ganzen Leben und Treiben, in Haus und Hof, in Feld und Flur, in Kirche und Wirtshaus wahrhaft mit einem Meisterpinsel abgebildet, so daß er mit Recht „Defregger der Feder“ genannt wurde, und an anderer Stelle heißt es: „Was sein unsterblicher Landsmann Aventin auf dem Gebiet der bayerischen Geschichte ist und für alle Zeiten bleiben wird, das wird Joseph Schlicht auf dem der bayerischen Volkskunde sein und bleiben“. Geistvoll und kernig fromm, das war Zeit seines Lebens eine frisch sprudelnde Waldquelle reiner Freude.

QUELLEN:

Personalakt Joseph Schlicht im Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg. – Autobiographie von Joseph Schlicht ca. 1907 gedruckt bei: Verlag Manz, Regensburg o. J.

LITERATUR:

Josef Schlicht o. V., in: Der Bayerwald Jg. 1912 H.2 (1912) 33–40. – S. Höpfl, Joseph Schlicht. Ein Lebensbild, Einleitung zu: Bayerisch Land und Bayerisch Volk (1927 Straubing) VII–XXVIII. – J. B. Lehner, Joseph Schlicht, der Klassiker der bayerischen Volkskunde (1832–1917), in: Zwölfhundert Jahre Bistum Regensburg, hrsg. von Bischof Dr. Michael Buchberger (Regensburg 1939) 291–293. – Josef Schlicht, Blauweiss in Schimpf und Ehr, Lust u. Leid. Ein Bayernspiegel aus seinen Werken und dem Nachlaß ausgewählt und herausgegeben von R. Sigl, Rosenheim (1973) Einl. 9–12. – Josef Schlicht, Der rechte treue Baiernspiegel. Eine Einführung in Leben und Werk des Klassikers der baierischen Volkskunde von R. Sigl, Rosenheim 1982.